

Wer ist Jesus für mich persönlich?

Identifikationsangebote des Johannesevangeliums

Michael Theobald

■ Den Evangelien geht es nicht darum, distanziert davon zu berichten, wer Jesus einst war. Sie wollen verkündigen, wer er jetzt ist. Deshalb sind sie ganz davon durchdrungen, dass die Botschaft des irdischen Jesus in Wort und Tat mit seinem Tod nicht erledigt ist - eine Frohbotschaft, die allen gilt, den Juden wie den Völkern, Frauen und Männern, Jungen und Alten, Menschen jeglichen Standes. Michael Theobald zeigt, wie im Johannesevangelium erfragt wird, was wir persönlich über Jesus denken und wie es uns zur Entschiedenheit der Jesus-Nachfolge führen möchte.

■ Wenn wir gefragt werden „Was bedeutet Jesus für dich persönlich?“, dann kommen wir nicht umhin, aus unserer Lebensgeschichte zu erzählen: von Schlüsselbegegnungen, die wir hatten, von Widerfahrnissen, die uns zu denken gaben. Aber wir werden sie nicht zu Markte tragen, vielleicht das uns Wichtigste mit Schweigen umhüllen, weil sich vieles nicht sagen lässt, ohne Gefahr zu laufen, missverstanden zu werden. Doch wir ahnen, dass jene Frage eine ganze Antwort von uns verlangt.

Was mich als Ausleger der Schrift bewegt, ist eine Frage sozusagen auf zweitem Niveau: Vermitteln die Evangelien selbst die Deutungsmuster, die es ihren Lesern und Leserinnen erlauben, die eigene Biographie besser zu verstehen? Ermöglichen, ja fordern die Evangelien es, dass wir uns in den Lesevorgang persönlich einbringen, ihn produktiv mitgestalten, und wie funktioniert das?¹

Darüber im Einzelnen mehr zu wissen, würde helfen, nicht nur die Sprachfähigkeit im Blick auf die eigene Glaubensgeschichte zu fördern, sondern diese auch an der Sprache des Evangeliums auszurichten. Das Subjektive würde gleichsam in den weiten Raum des Objektiven eintauchen und die beiden Pole Evangelium und Biographie, die zu ihrem jeweiligen Schaden oft genug auseinander driften, kämen wieder zusammen.

„Die kleinen Pforten“

Im Rahmen dieser Überlegungen lohnt es sich, sich auf die „Geistlichen Übungen“ des Ignatius von Loyola zu besinnen. Insbesondere die ihnen voranstehende „zweite Anweisung“ ist zu bedenken, die seine geistliche Schriftthermeneutik enthält.² Mit tiefem Gespür für die Rolle dessen, der eine Schriftpassage zur Meditation vorlegt, und für die ihres Empfängers legt Ignatius größten Wert darauf, dass letzterer zu einer eigenständigen „Entdeckung“ am Text bzw. der vorgelegten „Geschichte“ hingeführt wird, welche diese „ein wenig mehr aufhellt und verkosten lässt“.

Dazu A. Haas in seinem aufschlussreichen Kommentar: Diese „existentielle Neuentdeckung ist wie ein Eindringen in den Innenraum des vorgelegten Geheimnisses oder der 'Geschichte', und

¹ In Theorie und Praxis hat bekanntlich die Literaturwissenschaft vor allem seit W. Iser, *Der implizite Leser* (UTB 163), München 1994; ders., *Der Akt des Lesens* (UTB 636), München 1990, viel über solche Fragen nachgedacht; auch von der neutestamentlichen Exegese sind diese aufgegriffen worden; vgl. nur P. Müller, „Verstehst du auch, was du liest?“ *Lesen und Verstehen im Neuen Testament*, Darmstadt 1994, 127ff.

² Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen. Übertragung und Erklärung* von A. Haas. Mit einem Vorwort von K. Rahner; Freiburg-Basel-Wien 1975 (Neuausgabe des Erstdrucks von 1967), 15.

zwar nicht durch eine großartige Pforte, sondern durch irgendeine kleine Tür (alguna cosa), die man aber entdecken muss und durch die man eintreten muss [...]. Alles hängt davon ab, dass man die kleine Tür findet, die in den Innenraum der Kathedrale führt. So hängt wohl auch für den Übenen in den geistlichen Übungen alles davon ab, ob er in der dargebotenen Geschichte irgendeine Sache – und sei sie noch so unbedeutend in sich – für sich persönlich entdeckt. Denn an dieser Neuentdeckung hängt die ganze Frucht der Übung: 'el sentir y gustar de la cosas internamente – das Verspüren und Verkosten der Dinge von innen her' (wie es am Ende von Anweisung 2 heißt).³

Im Folgenden wollen wir Worte des Johannesevangeliums aufschließen, nicht Worte Jesu, sondern Worte von Menschen an seinem Weg: eines aus dem Munde eines jungen Mannes und zwei von Frauen. An ihnen wollen wir uns veranschaulichen, wo und auf welche Weise der Leser oder die Leserin in die „Kathedrale“ des vierten Evangeliums eintreten könnte, hereingebeten vom Evangelisten selbst.⁴

„Komm und sieh!“ (Joh 1,46)

Wie wird man Jünger oder Jüngerin Jesu? Nach Ostern, ohne Jesus je begegnet, in den Bannkreis

seiner Person getreten zu sein? Wie steht es mit uns, den Nachgeborenen? – Auf solche Fragen antwortet der Evangelist, wenn er zu Beginn seines Buches die Berufungen der ersten Jünger ganz anders erzählt, als wir das von den Synoptikern, von Matthäus, Markus und Lukas, gewohnt sind.

Greifen wir von diesen Berufungserzählungen eine Episode heraus, die Begegnung des Philippus aus Betsaida mit Natanael, Joh 1,45f.: Diese hat auf den ersten Blick etwas Zufälliges: Philippus „stößt auf“⁵ Natanael, ohne dass die näheren Umstände dieses Zusammentreffens angegeben wären, und erklärt ihm: „Über den Mose im Gesetz geschrieben hat – auch die Propheten –, ihn haben wir gefunden: Jesus, den Sohn Josephs, den aus Nazaret“ (V.45b). Was Philippus genau meint, wissen wir nicht. (Ob er an den messianischen Propheten nach Dtn 18,15.18 oder ganz allgemein an „den Messias“ [vgl. 1,41] denkt?) Klar ist jedenfalls, dass sein eigenes Aussein auf den Heilbringer, seine ihn immer schon umtreibende Suche nach einem Menschen, der ihm das endgültige Wort Gottes sagen würde (vgl. 1,18), für ihn in Jesus zum Ziel gekommen ist.

Freilich zeigt dann die zweifelnde Reaktion des Natanael, dass das Zusammentreffen von menschlicher Sehnsucht, die geschichtlich von weither aus den Verheißungen Gottes an Israel kommt, und dem Erfüllungsgeschehen in Jesus (vgl. auch Lk 2,25-38) keineswegs bruchlos vonstatten geht: „Kann denn aus Nazaret etwas Gutes kommen?“ (V.46a) Ein obskures Dorf – der Geburtsort des Verheißenen!?⁶ „Aber – das sollen die Lesenden lernen – Gottes Handeln ist über raschend und unglaublich“.⁷

Was antwortet Philippus dem Natanael auf seinen zweifelnden Einwand? „Komm und sieh!“ Begib dich selbst auf den Weg zu ihm, sei offen für die Erfahrungen, die du dann mit deinen eigenen Augen machen wirst. Selbst sehen: „das beste Heilmittel gegen vorgefertigte Meinungen“!⁸

³ Ebd. 131f. [Zweite Anweisung /ebd. 15]: „nicht das Vielwissen sätigt und befriedigt die Seele, sondern das Verspüren [sentir] und Verkosten [gustar] der Dinge von innen her [internamente]“.

⁴ Zum folgenden vgl. auch M. Theobald, *Ansätze einer biblischen Spiritualität. Impulse aus dem Johannesevangelium: GuL 75 (2002) 166-182.*

⁵ Das hier verwendete griechische Verb *heuriskein* bedeutet entweder: „nach vorausgegangenem Suchen finden, auffinden, vorfinden“ (so in dem nachfolgenden Wort des Philippus V.45b!) oder: „(zufällig) finden, antreffen, stoßen auf“ (W. Bauer-K. Aland, *Griechisch-deutsches Wörterbuch, Berlin-New York 1988, 657*); Letzteres ist hier wohl gemeint.

⁶ Mt 2,23 und Lk 1,26; 2,4; 4,9 sprechen zwar von Nazaret als einer „Stadt“, doch sieht der archäologische Befund anders aus (vgl. R. Riesner: *NBL II 909-912*).

⁷ R. Bultmann, *Das Evangelium nach Johannes (KEK), Göttingen 1968, 73.*

⁸ So J.A. Bengel in *unübertroffener Präzision. S. J.A. Bengel, Gnomon Novi Testamenti [secundum editionem tertiam [1773]], Berlin 1860, 206* (zu Joh 1,46).

... mit den Augen des Natanael

Begeben wir uns als Leser auf den Standort des Natanael, dann zeigt sich:

(1) Eine unvermittelte Begegnung mit Jesus gibt es nach Ostern nicht mehr. Dass Natanael durch Philippus auf Jesus aufmerksam wird und zu ihm hingeführt wird, veranschaulicht ein Grundgesetz jeglicher Glaubensweitergabe nach Ostern: Nur auf das Zeugnis von Mitmenschen hin entzündet sich Glauben, Eltern begeistern ihre Kinder für Jesus, die eine Generation reicht der anderen die Fackel weiter.

(2) Aber kann man den Glauben weitergeben? Philippus gibt sein Zeugnis weiter, es erwächst aus seiner eigenen Begegnung mit Jesus und darf deshalb Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben. Doch muss es deshalb dem Natanael einleuchten?

(3) „Der Glaube kommt aus dem Hören/dem Gehörten“, heißt es bei Paulus (Röm 10,17); doch Johannes geht noch einen Schritt darüber hinaus: Das Gehörte will durch die eigene Erfahrung bestätigt werden, will als tragfähig erprobt werden. Und die anschließend erzählte Begegnung des Natanael mit Jesus zeigt: Wer sich auf den Weg zu ihm hin begibt, der empfängt Zeichen, die ihn zum Glauben einladen und diesen stützen. Konkret: Natanael vermag sich im Blick Jesu, der auf ihn fällt,⁹ selbst neu zu sehen und wird zugleich unter die Verheißung gestellt, dass er noch Größeres sehen werde (1,50).

... mit den Augen des Philippus

Nehmen wir den Standort des Philippus ein, dann geht uns Folgendes auf: Philippus legt ein Zeugnis über Jesus ab und spricht eine Einladung an seinen Freund aus, der ihm wertvoll ist und auf den er gerade „trifft“. Diese Einladung lautet: „Komm und sieh!“ Damit macht er sich aber ein Wort Jesu zu Eigen, das dieser zuvor zu den ersten Jüngern selbst gesprochen hatte: „Kommt und ihr werdet sehen!“ (1,39). Sich das Wort Jesu zu Eigen machen (das Programm des vierten Evangelis-

ten!¹⁰) und es, besiegelt durch die eigene Erfahrung, weitergeben: Das ist der Funken, der neuen Glauben zu entzünden vermag!

„Was auch immer er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5)

Zweimal begegnet „die Mutter Jesu“ im Johannesevangelium, am Anfang in der Erzählung vom Weinwunder zu Kana und am Ende unter dem Kreuz. Ihr Name Maria fällt nicht, und wüssten wir ihn nicht aus den synoptischen Evangelien, er bliebe uns unbekannt. Warum verschweigt ihn der vierte Evangelist? Wahrscheinlich deshalb, weil er an der Erzählfigur der „Mutter“, jedenfalls bei ihrem ersten Auftreten, Jesu Erhabenheit (als „Sohn Gottes“) über alle Verwandtschaftsbande veranschaulichen möchte. „Was ist zwischen mir und dir, Frau?“ sagt Jesus zu ihr und antwortet damit auf ihre kaum versteckte Aufforderung, er möge doch die Not der Hochzeitsgesellschaft abwenden („sie haben keinen Wein mehr!“). Aber da geschieht das Überraschende:

Nachdem Jesus sie in ihre Schranken verwiesen hat, spricht sie ein Wort, das einen bemerkenswerten Standortwechsel verrät: von der mütterlich-verwandtschaftlichen Obhut-Haltung, dem Wunsch der In-Regie-Nahme Jesu hin zum Entschluss, alle Regie ihm zu überlassen und in solcher Freigabe seines göttlichen Geheimnisses sich auch selbst dem unendlich Größeren anheim zu stellen: „Was auch immer er euch sagt, das tut!“ (2,5). Damit aber dürfte sie in der Sicht des Evangelisten eine Wendung vollzogen haben, die sie von den anderen Verwandten Jesu (vgl. 7,2-9) gerade abhebt.

⁹ „Komm und sieh!“, sagt Philippus (V.46), und im unmittelbaren Anschluss daran bemerkt der Erzähler (die beiden Motive gezielt umkehrend): „es sah Jesus den Natanael zu ihm kommen ...“ (V.47; vgl. auch V.48 Ende.50.51). Der Blick Jesu umfängt das Sehen, die Wahrnehmung des Menschen!

¹⁰ Vgl. M. Theobald, *Herrenworte im Johannesevangelium* (HBS 34), Freiburg 2002, 611-618.

Dieses Wort – es erinnert an Gen 41,55¹¹ – spricht die Mutter Jesu zu den „Dienern“ an der Hochzeitstafel – übrigens die einzigen, die nach dem Kommentar des Erzählers von V.9 hinterher wussten, woher die Fülle des unbekanntes Weins stammt (der Speisemeister sowie der Bräutigam waren ahnungslos). Mit diesem Ausspruch tritt sie ab. Unter dem Kreuz ist sie dann die große Schweigende (19,25-27.). Ist also ihr Wort an die „Diener“ ihr Vermächtnis an uns, die Leser und Leserinnen des Buches, die das Wissen der „Diener“ teilen? „Was auch immer er euch sagt, das tut!“

**„Er hat mir alles gesagt,
was ich getan habe!“ (Joh 4,29.39)**

Jesus, müde von der Reise, die ihn von Jerusalem nach Galiläa führt, macht Rast am Jakobsbrunnen. Dort begegnet er einer Samaritanerin, die in der Mittagshitze Wasser schöpft. Es entspinnt sich ein Gespräch, in dessen Verlauf die Frau ihr altes Glaubenswissen hervorholt: „Ich weiß, dass der Messias kommt, der Christus genannt wird; wenn jener kommt, wird er uns alles verkündigen“ (V.25). Darauf Jesus: „Ich bin es, der mit dir redet“ (V.26).

¹¹ „Als nun das ganze Land Ägypten hungerte und das Volk zum Pharao um Brot schrie, da sagte der Pharao zu allen Ägyptern: Geht zu Josef; tut, was er euch sagt!“

¹² Vgl. F. Dexinger/R. Pummer (Hgg.), *Die Samaritaner* (WdF 604), Darmstadt 1992, 473 (Reg. zu Dtn 18,18).

¹³ Das ist freilich nur die Oberfläche des Textes. Hintergründig spielt die Rede von den fünf Männern der Frau auf die in 2Kön 17,24-41 erwähnten fünf in den Städten Samariens angesiedelten Völkerschaften samt ihren Fremdkulturen an (vgl. Josephus., *Ant.* 9,288), während der jetzige Mann, mit dem die Frau unrechtmäßig zusammenlebt, für den gegenwärtigen Kult der Samaritaner stehen dürfte. Für diese Deutung spricht auch, dass die Frau nicht zu ihrem Mann eilt, wie Jesus es ihr aufzutragen scheint, sondern zu den Menschen der Stadt, vom Evangelisten „die Samaritaner“ genannt (4,40). Es geht folglich nicht um die Individualbiographie der Frau allein, sondern vor allem um die kollektive Geschichte der Samaritaner, die im Licht der Offenbarung transparent wird (vgl. 4,20-24). – Anders R. Habermann, *Das Evangelium nach Johannes. Orte der Frauen*, in: L. Schottroff/M. Th. Wacker, *Kompendium Feministische Bibelauslegung*, Darmstadt, Güterlosh 2003, 527-541. 530-533, die hier eine Geschichte der Befreiung erkennen möchte, der Befreiung einer Frau, die aus „wirtschaftlichen und sozialen Gründen immer wieder heiraten musste“ und jetzt von Jesus aus der Situation der „Ausbeutung“ befreit, ihren „Nicht-Ehemann“ verlässt und „zur Botin des lebendigen Wassers“ wird.

Auf dieses Bekenntnis Jesu („Ich bin es“) hin eilt die Frau wortlos, lässt ihren Krug am Brunnen zurück und verbreitet in der nahen Stadt unter den Leuten die Kunde: „Kommt, seht einen Menschen, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe! Dieser ist doch nicht etwa der Christus?“ (V.29). Diese Botschaft entspricht nun genau dem Glaubenssatz, den die Frau vorher in V. 25 geäußert hat, ja man kann sagen: Aus ihrem „Katechismus-Wissen“ von V. 25 ist jetzt ein persönliches Bekenntnis geworden, die Frau hat sich den Glaubenssatz ihrer Tradition existentiell zu eigen gemacht. Wie trug sich das zu?

Wenn sie vom kommenden Messias erhoffte, dass er „uns alles verkündigen wird“ (V. 25), dann dürfte dahinter Dtn 18,18 stehen, der Text, auf den die Samaritaner ihre Erwartung des „Messias“ – von ihnen der „Ta'eb“ genannt (= der Wiederkehrende) – vor allem zurückführten¹²: „einen Propheten wie dich (Mose) will ich ihnen aus der Mitte ihrer Brüder erstehen lassen. Ich will meine Worte in seinen Mund legen, und er wird zu ihnen alles reden, was ich ihm befehlen werde.“ Dieser messianische Prophet – so glaubten die Samaritaner – würde der letztthin kompetente Interpret des mosaischen Gesetzes sein, würde alle Rätsel lösen und die Geheimnisse Gottes kundtun. Aber würde im Licht seiner Offenbarung auch der Mensch sich selbst besser verstehen lernen?

Das Großartige unserer Szene besteht nun genau darin, dass die Frau erkennt: Der objektive Glaubenssatz („er wird uns alles kundtun“) hat sich durch Jesu Worte an mir selbst bewahrheitet: „Er hat mir alles gesagt, was ich getan habe“. Konkret: Er hat ihr auf den Kopf zugesagt, dass sie keinen Mann habe; fünf hätte sie gehabt, aber der jetzige sei auch nicht ihr rechtmäßiger (V.17f.).

Mit anderen Worten: Sie wurde sich in ihrem unstillbaren Lebensdurst (vgl. 4,13-15), der ihre Biographie durchzieht, selbst durchsichtig – in seiner Gegenwart, durch sein Wort, das sie ihrer eigenen Existenz inne werden ließ¹³; dies aber geschah nicht in denunziatorischer Absicht, sondern war sozusagen

gen die Kehrseite seiner eigenen Offenbarung als „Retter der Welt“.

Für die Frau strukturiert sich auf diese Weise das ihr überlieferte Glaubenswissen neu: weil Jesus ihr alles gesagt hat, was sie getan hat (V.29a), ihr sozusagen den Spiegel vor die Augen gehalten hat, deshalb stellt sich für sie nun die dringende Frage: „Ist nicht er der Messias?“ (V.29b), was ihre Mitbürger treffend so übersetzen: „Wahrhaftig – dieser ist der Retter der Welt!“ (V.42) – oder in der Bildsprache von Kap. 4: der allen Lebensdurst „in Ewigkeit“ stillt (V.14).

Man sollte sich also davor hüten, das V.16-18 leitende Motiv von der wunderbaren „Menschenkenntnis“ Jesu (vgl. u.a. 1,47f.; 2,24f.) religionsgeschichtlich auf die Sicht Jesu als „Wundermann“ (*theios aner*) abzuschieben. Das „Prophetische“ (vgl. V.18!), das die Frau hier Jesus zuspricht, ist grundsätzlicher gemeint: Jesus „weiß, was im Menschen ist“ (2,25), oder anders gesagt: die Menschen verstehen sich in seiner Gegenwart neu, ihr Inneres wird offenbar und licht, sie finden zu sich selbst (vgl. 1Kor 14,23-25; Eph 5,8-14). Das kann man auch an der Symbolfigur des blindgeborenen (!) Bettlers von Joh 9 veranschaulichen: Wenn der Mensch Jesus begegnet, dann begegnet er dem Licht! Das heißt: Jetzt erst wird ihm das Augenlicht geschenkt, das ihn nicht nur in Jesus Gott schauen lässt (14,8f.), sondern ihn auch seiner selbst gewahr werden lässt.

Mir scheint: Hier wird den Lesern und Leserinnen des Buches ein Modell geboten, das es ihnen geradezu auferlegt, den ihnen durch andere Menschen vermittelten Glauben in einem bewussten Vollzug auch für sich selbst zu bewahren (nicht grundlos lässt der Evangelist „seinen“ Petrus am Ende von Kap. 6 sagen: „wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes!“ (V.69)).¹⁴ Dann aber stellen sich uns folgende Fragen:

Gelingt es auch uns (wie der Frau am Brunnen), Katechismus-Wissen in persönlich verantwortete Erkenntnis zu überführen?

Bietet uns das Glaubensbekenntnis nur die

Aufzählung objektiver Tatbestände der Heilsgeschichte oder nehme ich wahr, dass ich in ihnen auch selbst vorkomme?

Verstehe ich mich im Bekenntnis zu Jesus als dem „Retter der Welt“ (4,42) selbst besser, fällt von ihm erhellendes Licht auch auf meinen eigenen Lebensweg?

Brechen wir hier ab, im Wissen darum, dass das johanneische Modell der Glaubenserkenntnis nur den architektonischen Grundriss eines Gebäudes darstellt, das uns, seinen Lesern und Leserinnen, in der Kraft des Geistes Gottes zutraut, im Wagnis des eigenen Glaubensweges das Evangelium selbst aufzurichten.

Individualseelsorge und kirchliche Gemeinschaft

Identifikationsangebote unterbreitet das Evangelium seinen Lesern und Leserinnen zuhauf.¹⁵ Viele leuchten unmittelbar ein, andere tragen einen zeitgeschichtlichen Index und bedürfen deshalb der Erläuterung. Ein Beispiel: Der Jerusalemer Ratsherr Nikodemus, der dreimal im Evangelium auftritt (3,1-9; 7,50-52; 19,39-42), bietet nicht das Beispiel für einen Menschen, der von der Finsternis zum Licht, vom Unglauben zum Glauben gelangt, sondern repräsentiert ein ganz bestimmtes „Judenchristentum“ im Umkreis der johanneischen Gemeinde, das der Evangelist wegen seines defizitären Christus-Bildes (Jesus ist trotz seiner überragenden prophetisch-messianischen Würde nur ein Mensch!) nicht gut heißen konnte (vgl. 2,23-25; 12,42f.).¹⁶

¹⁴ Vgl. R. Schnackenburg, *Das Johannesevangelium I Teil (HThK 4/1)*, Freiburg/Basel/Wien 1979, 508-524 (Exkurs: Das joh. Glauben); 514f.: „Im Umkreis von 'Glauben' stehen ... das 'Sehen' (6,40; 12,45) und namentlich das 'Erkennen': „Dieses "ist vielseitig und beziehungsreich. In der Nähe zum 'Glauben' dürfte es manchmal eine größere Glaubenshülle andeuten (vgl. 6,69; 10,38; 14,20), aber doch nicht im Sinne größerer Verstandesklarheit, sondern eher als 'das dem Glauben eigene Verstehen' [R. Bultmann]“.

¹⁵ Vgl. auch die Übersicht von P. Dschulnigg, *Jesus begegnen. Personen und ihre Bedeutung im Johannesevangelium* (Theologie Bd. 30), Münster-Hamburg-London 2002.

¹⁶ Maßgebend M. De Jonge, *Nicodemus and Jesus. Some Observations on Misunderstanding and Understanding in the Fourth Gospel*, in: ders. *Jesus, Stranger from Heaven and Son of God. Jesus Christ and the Christians in Johannine Perspective*, Missoula 1977, 29-47.

Insgesamt bietet das Evangelium ein beeindruckendes Netz von Symbolen, Sprachspielen und Erzählfiguren, die alle nur dem einen Zweck dienen, die johanneische Gemeinde auf ihrem angefochtenen Glaubensweg in ihrer Identität zu stärken. Auch das Negativ-Bild der „Juden“, das oft nicht einfach pauschal auf die Synagoge und ihre Autoritäten abzielt, sondern Transparenz auch auf ein in der Synagoge verbleiben wollendes „Judenchristentum“ besetzt, will in solcher Stützfunktion für die Gemeinde wahrgenommen werden.¹⁷

Heutige Leser und Leserinnen werden solche Funktionalisierung eines stark situativ bedingten „Gegner“-Bildes allerdings eher kritisch sehen. Nehmen im Evangelium jene Erzählungen einen großen Raum ein, „in denen Jesus Individualseelsorge betreibt, wo er sich auf Einzelpersonen einlässt und um sie wirbt“,¹⁸ so darf das aber nicht zum Vorurteil verleiten, dem johanneischen Kreis sei der Blick für Gemeinschaft abhanden gekommen. Die Frage: „Wer ist Jesus für mich persönlich?“ machte für die johanneischen Christen nur Sinn im Rahmen der übergeordneten Fragen: Welchen Ort besitzt Kirche in der Welt (vgl. v.a. Joh 15 und 17)? Welches Zeugnis ist sie der Welt im Namen Jesu schuldig?

■ Zusammenfassung

Beeindruckend sind nicht nur die großen Worte des johanneischen Christus. Das vierte Evangelium enthält auch unspektakuläre, verhaltene Worte aus dem Mund von Menschen am Rand des Weges Jesu, die vielleicht noch nachhaltiger die Frage anstoßen: Wer ist Jesus für mich persönlich?

Drei dieser Worte - gleichsam „kleine Pforten“ (Ignatius von Loyola) in den Raum des Textes - sind Gegenstand der Betrachtung in diesem Beitrag: Joh 1,46; 2,5 und 4,29/39.



Dr. Michael Theobald

ist Professor für Neues Testament an der Universität in Tübingen, Mitherausgeber der Theologischen Quartalschrift und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats beim Katholischen Bibelwerk e.V. Seine Adresse lautet:

Liebermeisterstr. 12, 72076 Tübingen

¹⁷ Dazu vgl. M. Theobald, *Herrenworte*, a.a.O. 566-572.573-575, sowie den Sammelband von R. Bieringer/D. Pollefejt/E. Vandecasteele-Vanneuville (Hgg.), *Anti-Judaism and the Fourth Gospel. Papers of the Leuven Colloquium 2000* (JCHS 1), Assen 2001.

¹⁸ H. J. Klauck, *Gemeinde ohne Amt? Erfahrungen mit der Kirche in den johanneischen Schriften*, in: ders., *Gemeinde – Amt – Sakrament. Neutestamentliche Perspektiven*, Würzburg 1989, 195-222, 206. Er erklärt diesen Befund damit, dass "Verbreitung und Missionserfolg des johanneischen Christentums nie überwältigend" gewesen seien. "Man hat nicht mit dem Netz gefischt [dieses Bild bezeichnenderweise erst Joh 21,11], sondern mit der Angel. Einzelmission und Einzelseelsorge hieß das Gebot der Stunde" (ebd. 206f.).